

# Der Sonntagsgast.

Jahrgang 6.

Beilage zum „Nebraska Staats-Anzeiger“.

Nummer 13.

## Der Bergler.

Wenn sich des Meeres rauhe Nacht  
Dem Venz ergeben muß,  
Sein Pantel brüht und zerbricht  
Kein eilen Frühlingstanz —  
Dann schämt wohl auch der Alpiner,  
Ob lang, ob alt an Jahre —  
Von Sennerinnen, die er küßt,  
Und von an' Leitet Schwestern!

Kommt dann die Sommerzeit heran,  
Wo alles reifen läßt,  
Erfaßt auch den alpinen Mann  
Mit Nacht die Reiterzeit  
Er schmiedet Pläne fest und groß,  
Welch' Spize er bezieht?  
Und ob er, wenn die Kniee bloß —  
Nur wieder 's Reigen kriegt?

Von frohen Hoffnungen geschwellt  
Und im Gange zu sein,  
Bleibt der Zerstörer im Bierschweil,  
Gmüdet nicht er ein.

Zu Traume schon, probiert er jetzt  
Die Bergschau, ob 's was taug'n —  
Da schreit sein Wis' a-uch entsetzt:  
„Au! — meine Höhenangst!“

Hat er sein Reizziel erreicht,  
Trotz heit'rs oder Schweiß,  
Da mach' ihm jede Mühe leicht  
Des Hochgebirges Weis.

Er steigt empor, elastisch leicht,  
Nur Mühe auf der Reim —  
Da wird das Aug' ihm thronenleucht —  
Vor lauter Rauch und Qualm.

Se! Erinnerung, was giebt's denn heut?  
Doch Ah! — die ist mal fest!  
Sie hat ein ausgelegtes Kleid  
Und ziemlich weiche Händel —  
Er sagt ihr schöne Sachen gnus  
Und singt: „Ach! wärst du mein!“ —  
Da kommt ihr Schatz der Jagdbau  
Und haut ihm eine nein!

Nach ist das Schmeiseln nicht geübt,  
Die Schmeiseln nicht geübt,  
Ihn zieht's hinaus, zieht's himmelan,  
Nur Spize rauch und wild!  
Jetzt ist er auf der Höhe des Grat's,  
Jetzt schwelgt er traulich im Blick —  
Ja Scherzen! — „W's vernebelt hat's  
Und g'leh'n hat er net!“

Enttäuscht, doch unverdrossen tritt  
Die Welt nach Haus er an,  
Sagt sich: „was ich immer lübt —  
Nicht lübt so was nicht an.  
Der Wägen all' gedeckt er nicht,  
Regeisen ist sein Wägen —  
Dann schreibt er seinen Tourbericht —  
Doch Alles sagt er net!“

D. Eben.

## Ein kleines Mißverständnis.

Sie machen mir Mühe und Hoffnung,  
theure Vally,“ sagte der Affessor Wido-  
meyer zu einer jungen, hübschen Dame,  
indem er ihr höchst decent die Hand küßte.  
„O, es wird Alles gut werden,“ er-  
widerte diese ihm, zuversichtlich lächelnd.  
Was sollte denn mein Papa auch gegen  
Sie einzuwenden haben? — Sie sind ja  
sogar das, was man eine gute Partie  
zu nennen pflegt.“

„Ich bin allerdings nicht ohne Bemän-  
gen,“ — stammelte der blinde Schäfer,  
indem er verlegen seinen runden Hut  
umherdrehte.  
Die junge Dame lachte. „Und das  
sagen Sie mit einer Miene, als wenn  
Sie sich zu einer Mißthat bekennen  
müßten,“ sagte sie darauf hinzu.  
„Zu einer Mißthat wohl, Gott sei  
Dank, nicht,“ fuhr der Affessor fort,  
„aber — aber ich bin kein Reiter — ja,  
nicht einmal ein Reiter, und ich weiß,  
welches Gewicht Ihr Herr Papa darauf  
legt.“

„Das Letztere ist wohl wahr,“ er-  
widerte fräulein Vally, „aber was nicht  
ist, kann doch noch werden.“

„D, den Anfang dazu habe ich auch  
schon gemacht,“ Gestern Abend erlaubte  
ich mir wenigstens Ihrem Herrn Papa,  
um ihn für mich einzunehmen, bereits  
anzudeuten, daß auch ich mich recht  
beritten machen wolle, — und das schien  
ihm zu gefallen.“

„Ganz sicherlich haben Sie dadurch  
schon sehr bei ihm eingehoben, denn um  
Reiterei und Pferde dreht sich doch, so  
zu sagen, meines Vaters ganzes Dichten  
und Trachten.“

„Seine beiden holden Töchter auszu-  
nehmen.“

„Nun, das geht so in einander über.  
So, wie ich und meine Schwester, heißen  
auch meines Vaters beide Lieblings-  
pferde, und er selbst hat sich bereits de-  
rartig mit seinen Gärten identifiziert, daß  
es wirklich mandmal zu ganz drohlichen  
Scenen kommt. — So gingen wir erst  
neulich einmal spazieren, mein Vater  
immer im Schweiße seines Angesichts  
mitten auf dem Reitwege. „Aber Pa-  
pachen,“ fragte ich endlich, „weßhalb ba-  
dest Du denn eigentlich da so im Sande  
umher?“ — „Nun, zur Schonung der  
Hufe natürlich!“ antwortete er mir ganz  
ernsthaft. Er hatte in der Zeitreueung  
wahrhaftig geglaubt, er sei zu Pferde.“

„Ha, ha, ha! Das ist freilich recht  
komisch, aber es wundert mich gar nicht  
so sehr,“ bemerkte der Affessor. „Auch  
ich habe bereits bei dem Herrn Oberst  
mitten in ein Geräusch wahrgenommen,  
das ganz so klang, als wenn ein Pferd,  
— ein Pferd, — nun wie nennt man es  
doch gleich?“

„Prustete,“ ergänzte die junge Dame.  
„Jawohl, ganz Recht, prustete, und  
wunderlich heutz Morgen, als ich hier  
um das Haus schlich, um vielleicht einen  
Blick von Ihnen zu erhalten, theuere  
Vally, und Ihr Herr Papa gerade mit  
seiner Toilette beschäftigt schien, klang  
es durch das offene Fenster hindurch ganz  
pferdemäßig.“

„In diesem Augenblick vernahm man  
vor der Thüre in der That ein sehr ver-  
nehmliches Prusten, das ganz so klang,  
als wenn ein Gaul noch scharfem Ritt  
soeben anginge, sich zu verschäufen.“

„D, du mein Gott! Der Herr  
Oberst!“ stotterte erschrocken der Affes-  
sor, während man jetzt besagten Herrn,  
seinen Geringeren, als den Dragoner-  
Obersten von Equi ipse, brauchen sehr  
laut weiter vernahmen konnte:  
„Heiliges Kreuzmiltionsdonnerwet-  
ter! Warum steht denn eigentlich die  
Stallbürde, Korridorhülle wolle! ich sa-  
gen, wieder sperrangelweit offen? —  
Wo steht denn der Stallburche, der  
Hausburche meine ich, eigentlich, der in-  
samt Schlingel?“

„Um Himmelswillen, was soll ich  
thun?“ zetzte der Affessor.  
„Die Sache ist freilich bedenklich,“  
meinte fräulein Vally. „Ich glaube,  
das beste Auskunftsmittel ist, Sie halten  
sich sofort um meine Hand an! Das nimmt  
kein Vater abel!“

„Aber ich bin ja ohne Frack, Cylinder  
und Glacees!“

„Niemand bemerkt das weniger, als  
mein Papa! Der hat nur Sinn und  
Auge für Mies, was seine Pferde an-  
geht!“

Mit diesen Worten war die junge  
Dame verschwunden, und der Oberst  
von Equi, angehen mit hohen Stiefeln,  
und einer Reitpeitsche in der Hand, trat  
erregt prustend in das Zimmer hinein.  
„Was haben Sie hier zu suchen?“  
fuhr er alsbald den am ganzen Leibe be-  
benden, schüchternen Liebhaber seiner  
Töchter an.  
„D, bitte tausendmal um Entschuldigung,“  
stammelte dieser, „aber ich hatte  
ja bereits die Ehre, — Herr Oberst,  
— Affessor Wido-meyer.“

„Ah, so, richtig!“ prustete der Oberst  
so stark, daß der bängliche Affessor als-  
bald vollständig in einer Sprühdolke ver-  
schwand.  
„D, Bardon, Bardon,“ sagte er jedoch  
dann sofort hinzu, eine fatale Ange-  
wohnheit von mir, dieses Prustens.  
„D, bitte, bitte recht sehr! Sehr an-  
genehm gewesen!“ erwiderte verbindlich  
der laute Wido-meyer, indem er sich leicht  
mit dem Taschentuche betupfte.  
„Sehr gütig,“ fuhr der Oberst fort.  
„Wie gesagt, fatale Angewohnheit, aber  
es ist gesund, dies Prusten; immer ein  
Zeichen, daß die Pferde den Rücken her-  
geben und anfangen, sich los zu lassen.  
Also, Nichts für ungut! Aber was ver-  
schafft mir das Vergnügen?“

„Herr Oberst haben es bemerkt?“  
„Ho, ho, ho!“ prustete dieser, „einem  
alten Cavalieristen entgeht nicht so bald  
Etwas. Man ist gewöhnt, scharf aufzu-  
passen, und jetzt kann ich mir auch den-  
ken, worauf Sie es abgesehen haben.  
Meine Vally oder meine Fanny hat  
Ihnen in die Augen geschaut!“

„Vally, — ja Vally ist es!“ rief ganz  
glücklich, daß dieser Anknüpfungspunkt  
so bald gefunden war, Wido-meyer aus.  
„Und Sie führen mir deshalb nicht, mein  
Herr Oberst?“

„Jämen? Weßhalb denn? Ich bin ja  
doch nicht mit ihr verheiratet. Ich muß  
Ihnen sogar zugestehen, mein Herr Affes-  
sor, daß Sie einen sehr guten Geschmack  
dabei bekunden.“

„Vally ist mein Ideal!“ himmelte  
Wido-meyer.  
„Und dabei kennen Sie sie noch nicht  
einmal so durch und durch, wie ich. Die  
ist kerngesund, sage ich Ihnen. Eine  
Verdauung hat sie, — tollst! Sit gar  
nicht satt zu bekommen, verschere ich  
Sie!“

„Mens sana in corpore sano“,  
stammelte der Affessor, der bei diesem  
seltsamen Lob seiner Angebeteten auf's  
Neue vollständig verlegen geworden war.  
„Wissen Sie, es ist schon zu lange  
her, daß ich mein jähdürchgeranntes ge-  
macht habe“, prustete der Oberst, „auf  
das Lateinische verstehe ich mich nicht  
mehr.“

„Ich wollte mich damit nur anerken-  
nend über den vorerwähnten herrlichen  
Appetit äußern“, entschuldigte sich Wido-  
meyer.  
„Ach was! Appetit? Das ist in die-  
sem Falle gar Nichts gesagt. Sie ist  
eben das, was der Cavalierist einen guten  
Fresser zu nennen pflegt.“

„Ein etwas drastischer Ausdruck!“  
„Aber vollkommen zutreffend! Und  
puzen läßt sie sich dabei für ihr Leben  
gern!“

„Es ist dies ein Vorrecht der Schön-  
heit!“

„So?!“ Der Oberst fing an, den  
Affessor etwas erstaunt anzusehen, so, als  
wenn er sich etwas dächte: „Da scheint ja  
ein ganz wunderbarer Heiliger zu sein!“  
Alsdann fuhr er fort: „Nun, ja, es  
warum denn nicht? Aber ich meine, es  
gibt doch auch eine ganze Menge, die da-  
bei um sich schlagen, wie nicht recht ge-  
heißt!“

„Dazu ist Vally offenbar zu human  
und zu edel!“ rief Wido-meyer erstatlich.  
„Hem, hem! Zu human? Nun, das  
mag sie auch sein, — aber edel ist sie  
jedemfalls, das ist wahr. Ihre Mutter  
war wenigstens von sehr edler Abkunft.“

„Und der Vater ist es doch nicht min-  
der!“ ergänzte der Affessor mit einer  
verbindlichen Neigung des Kopfes.  
„Nun, es geht“, prustete der Oberst,  
„das Temperament hat meine Vally  
jedemfalls von der Mutter. Sie hat viel  
Temperament, sehr viel, wird aber trotz-  
dem niemals heftig, verschere Sie, nie-  
mals heftig.“

„Die Folgen Ihrer vorerwähnten Er-  
ziehung“, erlaubte sich Wido-meyer zu be-  
merken.  
„Nun, ich kann wohl allerdings be-  
haupten, daß ich mich darauf einigermä-  
ßen verstehe“, schmunzelte der Oberst.  
„Von ihrem fünften Jahre an habe ich  
sie in der Wade gehabt, und gegenwärtig  
habe ich ihr wahrlich nichts dabei. Ich  
traue nicht viel, aber wenn ich einmal  
zuhause (der Oberst führte mit seiner  
Reitpeitsche einen pfeifenden Hieb), so  
geht es auch auf die rechte Haut, und so  
habe ich auch der Vally ein Paar Mal  
einige überzogen, an die sie zeitweilen  
denkt wird.“

„D, mein Gott! Das zarte Wesen!“  
rief der Affessor entsetzt aus.  
„Ach was! Zartes Wesen!“ prustete  
der Oberst. „Affen Sie sich das übri-  
gens nur sehr lieb sein, mein verehrter  
Herr, denn desto weniger werden Sie es  
später nötig haben — wenn Sie näm-  
lich wirklich ernstliche Absichten auf meine  
Vally haben sollten.“

„Die allererfreulichsten, Herr Oberst!“  
Doch ich würde es niemals wagen, auch  
nur den Gedanken zu fassen, dies herr-  
liche Geschöpf zu mißhandeln.“

„Von Mißhandeln ist auch gar nicht  
die Rede, aber Ernst muß ich doch her-  
berliches Geschöpf mitunter sehen, das fan-  
nen Sie mir schon glauben, denn sonst  
tanz es Ihnen schließlich auf der Nase  
herum. Aber haben Sie die Vally denn  
schon einmal ordentlich gehen sehen?“

„D, gewiß, Herr Oberst, auch tanzen!  
D, sie tanzt mit vollendetem Grazie!“

„Ja, das thut sie allerdings, und be-  
sonders mit toller Schulerfreiheit.“

„Doch nicht mehr, wie alle Anderen“,  
bemerkte Wido-meyer, indem er sich ver-  
schämte dem Ort vorhielt.  
„Nun jedenfalls ist die Schulerfrei-  
heit die Quintessenz bei der ganzen Zän-  
gerei“, fuhr der Oberst fort, „das Zän-  
zen Sie mir schon glauben, und bei mei-  
ner Vally ist jedes Element thätig. Sie  
ist eine einzige Sprungfeder! Und die  
Sorte konfessiert sich denn auch bis in  
das späteste Alter hinein! Aber, das  
sage ich Ihnen ebenfalls gleich frank und  
frei, sie hat auch ihre Untugenden.“

„Wer hätte nicht seine kleinen Schwä-  
chen“, interpellirte der Affessor.  
„Ach nein, Schwächen hat sie durch-  
aus nicht,“ entgegnete der Oberst, „im  
Gegensatz, die Seine — verführe ich Sie  
— und wie Säulen, und...“

Wido-meyer bedeckte sich aufs Neue das  
Gesicht.  
„Hören Sie, mein verehrtester Affes-  
sor,“ bemerkte nun der Oberst, „Sie sind  
— mit Erlaubnis zu sagen — ein komischer  
Kammer. Ich weiß gar nicht, warum Sie  
immer so zimmerlich thun! Man muß  
sich doch über so etwas ausgesprochen. Ich  
lobe, was zu loben ist, versäume aber  
auch nichts Anderes. Also, was eine  
entscheidende Untugend von ihr ist: Sie  
geht nicht gern bei großen Schaufenstern  
vorbei!“

„Eine sehr verzwickliche Schwäche!“  
meinte Wido-meyer.  
„So! Nun um so besser, wenn Sie das  
nicht stört. Dafür hat sie aber auch  
wieder eine Vorliebe für das Militär!“

„Das verlange ich jedoch ganz und gar  
nicht!“

„So! Nun, schaden kann es ja nichts!  
Nun, wir wären ja dann soweit ich,  
Herr Affessor?“

„D, Herr Oberst!“ rief Wido-meyer  
überglücklich aus, Sie machen mich zu  
Ihrem Schuldner auf Lebenszeit!“

„Ho, ho, ho!“ prustete der Oberst,  
das beabsichtige ich aber gar nicht, mein  
verehrter Herr! Im Gegentheil! Waar  
Geld laßt! Und da ich mir habe sagen  
lassen, daß Sie ja ein ganz vorwärtiger,  
junger Mann sein sollen, werden Ihnen  
hundert Doppelfronen gewiß nicht zu  
viel erscheinen.“

„Hundert Doppelfronen? Herr Oberst,  
ich verstehe Sie nicht!“

„Der zweitausend Mark, wenn Sie  
das besser verstehen!“

„Zweitausend Mark?“ Dem Affessor  
sträubten sich sichtbar die Haare.  
„Nicht einen Stubi weniger! Ich  
handle nie!“ prustete ärgerlich der  
Oberst. „Wenn Ihnen das zu viel er-  
scheint.“

„Alle Schwäge Indiens würden mir  
nicht zu viel erscheinen für den Rest  
Vallys“, unterbrach ihn jedoch entrüstet  
der Affessor, „aber daß Sie förmlich  
lich morgenländischen Handel treiben  
wollen mit diesem engelgleichen Wesen —“

„Engelgleichen Wesen? Morgenländi-  
schen Handel?“ unterbrach ihn darauf  
wieder entrüstet der Oberst: „Sagen Sie  
einmal, verehrter Herr, von wem reden  
Sie denn eigentlich?“

„Von wem sollte ich sonst reden, als  
von Vally, der Perle aller jungen Da-  
men: Von Ihrer ältesten Fräulein To-  
chter, Herr Oberst!“

„Heiliger Martingal!“ platzte nun-  
mehr der Oberst los, und deshalb  
changieren Sie hier in einer solchen  
Menge von Worten um mich herum?  
Warum haben Sie das denn nicht gleich  
gesagt?“

„Ich habe ja von nichts Anderem ge-  
sprochen!“

„So, So! Und ich dachte immer, weil  
Sie mir gestern erzählten, Sie wollten  
sich herbeibringen lassen und dabei er-  
scheint so spätend meinen Hof umkreisen,  
gerade als die Pferde draußen gepustet  
würden, Sie hätten es auf meine  
schwarzbraune Stute abgesehen, die aller-  
dings auch Vally heißt.“

„Ah, jetzt geht mir ja eine ganz elek-  
trische Beleuchtung auf!“ ließ sich Wido-  
meyer, erleichtert aufathmend, verneh-  
men. Deshalb also der schände Mam-  
mon!“

„D, bitte recht sehr! Zweitausend  
Mark sind, auf Treu' und Glauben,  
für meine Schwarzbraune, und wenn  
Sie sich in der That ein Pferd anschaffen  
wollen.“

„Jawohl — aber später, Herr Oberst!“  
Aussicht eine Braut, wenn Sie gut  
gestaltet. Falls Sie also meinen rechten  
Absichten in dieser Richtung gleichfalls  
nicht abgeneigt sein sollten.“

„Ho, ho, ho, ho, nicht im Geringsten!“  
prustete vernüth der Oberst. Glauben  
Sie mir doch, Verehrtester, alle die  
Hindernisse, die die Väter in Komödien  
und Romanen in der Regel dem Heirathen  
der Töchter in den Weg legen,  
sind Hauptpunkte der Poesie, — meinet  
Nichts. In Wirklichkeit ist jeder Vater  
froh, wenn er einmal eine Tochter alle-  
wege gut an den Mann bringen kann,  
und wenn meine Schwarzbraune Nichts  
gegen Sie einzuwenden hat.“

„Nicht die Schwarzbraune, Herr  
Oberst!“

„Ach so, richtig! Sie meinen ja nicht  
meine wiedrige, sondern meine zwei-  
beinige Vally, — man wird schon ganz  
konfus!“

Kurzum: Der Herr Oberst von Equi  
embot alsbald sein in Rede stehendes  
Töchterlein; dieses sprach selbstverständ-  
lich ein lautes und deutliches „Ja“, und  
der Papa, indem er den Hund mit der  
Reitpeitsche segnete, ließ sich zu guter  
Lezt noch folgenbemerken vernehmen:  
„So, da nehmen Sie sie hin, auch ohne  
zweitausend Mark. Im Gegentheil,  
ich will sogar noch für die Ausstattung  
Sorge tragen, insoweit ein armer Oberst  
bei den heutigen Pferdepreisen dies über-  
haupt im Stande ist!“

„Vieher Freund,“ sagte er zu mir, „in  
meiner Gemeinde findet ein großes Fest  
statt; ich lade dich feierlichst dazu ein.“

„Ein großes Fest?“

„Ja, ein großes patriotisches Fest.“

„Ah, Ah!“

„Wir enthüllen eine Statue, weißt  
du, die Statue eines Kindes unserer  
Stadt. Caprioli, das wird schön sein!  
Der Vertreter des Ministers kommt, der  
Präsident kommt, der Brigade-General  
kommt, der Oberstleutnant der Gendar-  
merie kommt, alle Feuerwehren der Um-  
gebung haben ihr Erscheinen angemeldet,  
ferner...“

„Wie heißt das „Kind Unser Stadt“?“

„Gannejou?“

„Gannejou? Wer ist Gannejou?“

„Ich weiß nicht!“

„Wie, du weißt es nicht?“

„Nein!“

„Aber was hat er denn geleistet?“

„Ich weiß es nicht.“

„Wann lebte er denn?“

„In unserem Jahrhundert.“

„Nun, das ist wenigstens etwas. Aber,  
zum Teufel, wenn du nicht weißt, was er  
geleistet hat, wie kommst du auf den Ge-  
danken, ihm eine Statue...“

„Sehr einfach! Ich brauchte um je-  
den Preis ein Statue.“

„Aha, um der Masse zu schmeicheln?“

„Ja, aber auch noch aus einem an-  
deren Grunde. Auf unserem Hauptplatze  
steht ein Springbrunnen, weißt du?  
Der Künstler hat sich aber ebenso geirrt,  
wie Herr Gannejou, als dieser die Pariser  
Oper baute. Der Springbrunnen hatte  
keinen rechten Hintergrund; man mußte  
ihm irgend ein Relief geben. Der erste  
Gemeinde-Rath machte den Vorschlag,  
man solle eine Platane hinpflanzen. Ich  
bitte dich: eine Platane! Natürlich habe  
ich mich dagegen verwahrt. Was hat un-  
sere Bevölkerung von einer Platane?  
„Nicht Ihr,“ habe ich gesagt, „was auf  
unserem Platz hingehört? Eine Statue!  
Ja, eine Statue!“... Aber wenn soll  
man diese Statue errichten? Ich blät-  
terte also in den Staatsstands-Registern  
und fand darin, ich glaube im Jahre  
1840, folgende kurze Bemerkung: „Heute  
starb der berühmte Gannejou.“ Da  
Gannejou berühmt war, hat er jedenfalls  
Anspruch auf eine Statue.“

Ich bläute Dubois an; er sprach im  
vollen Ernste. Einen Augenblick lang  
hatte ich geglaubt, er mache sich über mich  
lustig.

„Und du hast auch nicht in Erfahrung  
bringen können, was dieser Gannejou  
geleistet hat?“

„Nein, nirgends.“

„Das ist verdammt wenig, wenn man  
Jemandem eine Statue errichten  
will... Wer da fällt mir ein: ist  
denn unter den Kindern Unser Stadt gar  
kein Soldat?“

„Ja! Wir haben den General Pa-  
taud.“

„General Pataud? Wer ist das?“

„Ach weißt du nicht?“

„Das weißt du auch nicht?“

„Nein, er war irgendwas General.“

„Jawohl! Es wäre doch besser ge-  
wehrt; denke nur: ein General! Man  
weist ihm einen Dreißiger auf, gibt ihm  
Epauletten, einen Degen, läßt ihn eine  
Bemerkung machen, wie wenn er gerade  
im Begriffe wäre, die Truppen gegen den  
Feind zu führen... Glaube mir, das  
macht ihn sehr gut!“

„Ich habe daran gedacht; ja, ich kann  
dir sagen, ich habe lange gezögert, ehe  
ich mich für Gannejou entschied. Un-  
glücklicherweise lebt ein Enkel des Gene-  
ral Pataud; derselbe ist Dürnst auf  
unserer Mairie. Der arme Teufel hat  
keinen Heller im Sack, und du wirst zu-  
geben, daß er, wenn man seinem Groß-  
vater auf dem Hauptplatze ein Denkmal  
setzte, leicht verlangen könnte, daß man  
ihn in seiner Noth zu Hilfe komme.“

„Allerdings, das ist ein schlagendes  
Argument! Allein, wenn du schon nicht  
wüßtest, was Gannejou geleistet hat —  
welches Kostume hat ihm der Bildhauer  
gegeben?“

„Einen langen Ueberrock und ein loses  
Halstuch. Das paßt für Leben.“

„Einen langen Ueberrock? Ein großer  
Fehler! Hat nicht Herr Thiers gesagt:  
Der lange Ueberrock ist das Zeichen des  
verfallenen Genies? Aber sage mir doch;  
wie hat Ihr den Bildhauer bezahlt?“

„Aus Gemeindegeldern.“

„Sehr gut! Der Marmor hat gewiß  
ein schönes Bild Geld gekostet.“

„Keinen Sou! Der Staat hat ihn  
uns geschenkt.“

„Ist es möglich? Aber unter welchem  
Titel?“

„Ich werde dir Alles erzählen. Hör  
zu! Ich bin zunächst in's Ministerium der  
schönen Künste gegangen und habe mich  
beim Sektionschef melden lassen. „Herr  
Sektionschef“, habe ich zu ihm gesagt,  
„ich komme, Sie um einen Block Mar-  
mor zu bitten.“ — „Wozu?“ — „Zu einer  
Statue für den berühmten Gannejou.“ —  
Der Sektionschef konnte eine Bewegung  
des Erstaunens nicht unterdrücken. Er  
setzte seine goldene Brille auf und sagte:  
„Entschuldigen Sie Herr Maire, wenn  
ich mir eine unbilligste Frage erlaube:  
wer ist denn eigentlich dieser berühmte  
Gannejou?“ — „Du kannst dir vorstellen,

wie mich eine solche Frage aufbrachte. —  
„Wie?“ sagte ich. „Sie ein Sektionschef  
im Ministerium der schönen Künste, Sie  
kennen nicht einmal den berühmten Gan-  
nejou?“ — Der Sektionschef ließ den  
Kopf hängen: „Sie dürfen es nicht über-  
nehmen, Herr Maire, ich habe so viel  
zu thun, ich bin überbürdet, faktisch  
überbürdet... Der berühmte Gannejou!  
Wie ist mir doch! Ich weiß von ihm  
nur...“ — „Ah! rief ich aus, Sie wis-  
sen also doch etwas von ihm? Was denn,  
bitte, was denn?“ — Der Herr Sektions-  
chef ließ sich jedoch auf keine Erklärungen  
ein und ich fürchte, er hat keine Ahnung,  
wer Gannejou gewesen ist. Er lobte  
aber den Entschluß meiner Gemeinde  
auf das Lebhafteste und sagte würdevoll:  
„Herr Maire, ich gebe Ihnen den Mar-  
mor!“...“

Ich konnte mich nicht länger halten  
und schüttelte mich vor Lachen.

„Auf solche Weise hast du also keine  
Statue bekommen! Ausgerechnet! Aber  
was hast du denn auf den Sockel ge-  
schrieben?“

„Gannejou!“

„Das ist Alles?“

„Natürlich! Weiß ich denn, wer er  
war?“

„Und was wirst du von ihm in deiner  
Heiligkeit sagen?“

„Ich werde sagen... nichts werde ich  
sagen; ich weiß ja nicht, was er gethan  
hat.“

„Bravo!“

„Seine Verdienste sind mir auch höchst  
gleichgültig. Meine Gemeinde brauchte  
ein Monument; jetzt hat sie es. Weiter  
wollt' ich nichts.“

„Ich rief mir nachdenklich die Stirn.  
„Woran denkst du?“ fragte mich  
Dubois mit einem Anflug von Unruhe.  
„Ich denke, wenn ich erzählte, was du  
mir soeben mitgeteilt, so wäre dies eine  
hübsche Satire auf die Wahlbewegung  
unserer Tage.“

Dubois erlöste.

„Unterstützt dich! Nicht müßten darfst  
du! Benützigst nicht vor Ablauf einer  
Woche!“

„Warum denn?“

„Weil ich mit Rücksicht auf die Ent-  
haltung unserer Statuen einige Aufzeich-  
nungen beantragt habe.“

„Ah! ah!“

„Ja, ich habe in meiner Gemeinde  
einen Mann von Einfluß, von großem  
Einfluß! Es ist der Präsident meines  
Gannejou-Comite's. Warte also we-  
nigstens, bis ich ihm seine Deklaration  
verschafft habe!“...“

Dubois hatte mich verlassen und ich  
verlor mich in müßige Träumereien. Ich  
bedachte der armen Soldaten, die man da  
unten auf fremder Erde einspart und  
deren Name der Nachwelt von keinem  
prunkenden Marmor verklärt wird. Ich  
gedachte der Trauerweide Alfred de  
Musset's, dieser armen Trauerweide, die  
auf dem Berg-Vesuvius vor Durst stirbt.  
Ich gedachte Balzac's, der, da er keinen  
berühmten Sohn besitzt, auch kein Denk-  
mal hat. Ich gedachte Theophile Gautier's,  
dieses großen Poeten, der gar  
nichts hat, nicht ein blaues Schild an  
einer Pariser Straßenecke, das seinen  
Namen trägt...“

Und indem ich von diesen erlauchten  
Geistern träumte, die man vergessen hat,  
beschwor ich das Bild des berühmten  
Gannejou heraus, wie derselbe unter  
dem Gesicht der Fontänen sein Mar-  
morhaupt, vom Rhyth unstrahlte, zum  
blauen Himmelszelt erhebt...“

Und das ist der Ruhm der Menschen!

**Aus einem Plaidoyer.**

„... Und dann, meine Herren Ge-  
schworenen, bitte ich Sie, eines wohl zu  
beachten. Es steht attemäßig fest, daß  
der Werd, wenn er von meinem Klienten  
bezogen sein sollte, nur am 15.  
August in der Mittagsstunde bezogen  
sein kann. Ich habe inzwischen die  
meteorologischen Aufzeichnungen aus je-  
nen Tagen eingesehen; sie ergaben für  
die bezeichnete Zeit 20° Reaumur im  
Schatten. Das, meine Herren Geschwo-  
renen, wollen Sie in's Auge fassen und  
danach das von Ihnen geforderte Urtheil  
abmessen, dem ein milderes Gesey entge-  
genkommt. Wenn mein Klient die That  
bezogen — ich sage nicht, daß er es  
gethan — aber wenn er sie bezogen ha-  
ben sollte, so hat er es nur in der Hi s e  
gethan.“

**Fassende Anwendung.**

Dame: „Mit diesem Schirm haben  
Sie mich aber angeführt! Gestern habe  
ich ihn das erste Mal bei der Sonne auf-  
gepasst, und jetzt sehen Sie, wie er schon  
verföhren ist!“

Verkäufer: „Gott der Gerechte, sind  
Sie selbst schuld daran! Haben Sie ver-  
gessen das Sprichwort: Nir Ne u es  
unter der Sonne!“

**Steigerung.**

„Mein Mädchen wird jeden Morgen  
kommen und die Milch bei Euch holen.  
Was kostet der Liter?“ — „10 Pfennig!“  
— „Die Milch muß aber gut und  
reim sein!“ — „Dann kost' i' 15 Pfennig!“  
— „Ich möchte jedoch, um ganz  
sicher zu sein, daß mein Mädchen beim  
Mleken dabei ist!“ — „Dann kost' i' 20  
Pfennig!“

**Unterstützt.**

Oberst: „Kutenant Flamingo!“  
Kutenant: „Herr Oberst!“  
Oberst: „Herr Kutenant, Sie haben  
eben im Paradenbuch nicht nach rechts  
gelesen — das verbitte ich mir! In  
Ihren Civilverhältnissen, da können Sie  
meinetwegen hinsehen, wo Sie wollen —  
aber hier beim Militär, da wird nach  
rechts geseh'n!“